

## Sapientis est ordinare

Josef Pieper zum 85. Geburtstag

Von Hermann Kunisch

Es gehört zu den schwersten Erfahrungen des Altwerdens, daß immer wieder Gefährten und Freunde einem genommen werden, gleichaltrige oder sogar jüngere. Es kann an diesem Orte und zu dem Anlaß dieser »Erinnerungen« nicht von den näheren Verwandten oder engeren Freunden die Rede sein, der hier Schreiber darf aber doch wohl, um die »Zeit« zu charakterisieren, auf ein paar Namen verweisen, die allgemeinem Bewußtsein noch erinnerlich sind: Romano Guardini, Josef Bernhart, Theodor Haecker, Werner Bergengruen, Eugen Jochum, Richard Seewald, Urs von Balthasar, Karl Rahner.

Um so beglückender ist es, wenn in dieser Lebensphase Weggenossen noch am Leben sind, die direkt oder indirekt durch ihr Werk das Dasein mitbestimmt haben. Dazu gehört in meinem Falle der nur etwas jüngere *Josef Pieper*.

Wir beide kommen aus verwandtem Raum, der eine aus dem Münsterland, der andere aus Osnabrück. Wir müssen uns früh während des Studiums an der gleichen Universität Münster begegnet sein, wo er als Schüler und Mitarbeiter Johann Plenges Soziologie betrieb und ich als Schüler Arthur Hübners deutsche Literatur. Zeugnisse von einem Zusammentreffen gibt es nicht. Auch in der Erinnerung ist nichts mehr gegenwärtig; es sind ja immerhin mehr als sechzig Jahre seitdem vergangen. Ich weiß nur, daß Hübner – aus welchem Grunde, vermag ich nicht zu sagen – gelegentlich im Seminar von Plenge sprach und auf seine Arbeit, meist kritisch, hinwies; uns also dessen Wirken, von dem Pieper in seinen *Erinnerungen* ausführlich berichtet, sehr gegenwärtig war, damit also der geistige (oder wissenschaftliche) Raum, in dem Pieper sich damals bewegte. Was diese Welt für sein Werden bedeutet hat, darüber steht mir kein Urteil zu. Man möge seine *Erinnerungen* befragen.

Josef Pieper ist Westfale. Das heißt, der Stille, Herbheit und In sichgekehrtheit der Landschaft verwandt. So gehört es zu seinem Wesen, von den Jahreszeiten des Landes zu wissen, vom Wachsen der Felder und Bäume – daher sein Glück, auf eigenem Boden einen Baum pflanzen zu können – und vom Menschen als einem Geschöpfe, das in einen Umkreis von Geschöpflichem eingelassen ist. Diesem Eingelassensein in eine geschöpfliche Sicherheit, die letztlich die Sicherheit des Geschaffenseins aus Gott ist, entspricht bei Pieper der ruhige, gelassene, weite Blick für das Gegebene und die Freude am Kennenlernen, am Erfahren; das Suchen nicht nach Meinungen und Ansichten, sondern nach dem, »wie die Dinge in der Welt ihr Angesicht haben« (so hat es Stifter formuliert), welches »Angesicht« nicht ihr zufälliges Erscheinen ist, sondern ihre Wesenheit, ihre »Wahrheit«: »wie die Wahrheit der Dinge sich verhält« (Thomas von Aquin). Eine der schönsten Arbeiten Piepers gilt der *Wahrheit der Dinge* (1948).

Das bedeutet letztlich, daß Piepers Bemühen vor allem dem Menschen gilt. Nicht nur im Sinne einer philosophischen Darlegung des menschlichen Seins, der menschlichen Existenz, sondern auch des menschlichen Verhältnisses zur Schöpfungswirklichkeit und zur Lebenswirklichkeit. Es wurde schon gesagt, Pieper begann mit Studien zur Gesellschaftsordnung. Seine frühesten Veröffentlichungen galten »soziologischen« Fragen; aber noch – und darin zeigt sich die Einheit des Werkes – eine seiner späten Untersuchungen gilt der Stellung des *Philosophierenden in der modernen Welt* (1953). Das hängt mit seinem Blick für das »Ganze« zusammen. Seine frühen *Grundformen sozialer Spielregeln* (1933) dürfen als eine kluge, besonnene Auseinandersetzung gelten, der alle Vorzüge seiner späteren, bekannteren philosophisch-theologischen Arbeiten eigen sind, vor allem der unsentimentale Blick für das Gegebene und Aufgegebene.

Aber es kann in dieser durch das glückliche Ereignis des 85. Geburtstages hervorgerufenen Erinnerung, die Gruß und Dank einschließen soll, nicht meine Aufgabe sein, eine Deutung des Gesamtwerkes – das, so hoffen wir inständig, noch nicht abgeschlossen ist – zu geben. Ich will nur abkürzend versuchen, ein paar Grundzüge sichtbar zu machen.

Ob es erlaubt ist, von einem »jungen« und einem »späten« Pieper zu sprechen, mag mehr als zweifelhaft sein. Nicht, als ob es keine Entwicklung, kein »Reifen«, keinen Fortschritt bei ihm gäbe. Aber die Einheit der geistigen Gestalt ist doch das Beherrschende trotz aller Wandlungen und »Variationen«. Mit diesem musikalischen Terminus umschreibt man vielleicht am besten, was sich in Leben und Werk Piepers begibt.

Zunächst mag gesagt sein, worauf T. S. Eliot in seinem Vorwort zu Piepers *Kleinem Lesebuch* (1953) nachdrücklich hingewiesen hat, daß die Eigentümlichkeit der Arbeiten von Josef Pieper in der Verbindung von Philosophie und Theologie bestehe. Eliot nennt es eine der »Wunderlichkeiten« der neueren Philosophie, daß diese sich von der Theologie gelöst habe, aus der Besorgnis, die »Denkfreiheit des Philosophen« könne dadurch eingeschränkt werden. Er sieht im Gegenteil in der Einheit beider die Autonomie des Denkenden völlig gewahrt und betrachtet es gerade als notwendig, daß die »Beziehung zwischen Philosophie und Theologie und mit Einbeschlossenheit eines Elementes von religiösem Glauben« hergestellt werden müsse. Ein solcher Versuch liege bei Pieper vor; die genannte Beziehung sei der »zentrale Punkt in seinem Denken«, ohne daß er »christlicher Apologetik« ver falle.

Das Ganze des Werkes von Josef Pieper ist eine reichverzweigte Vielfalt. Wenn man einen jungen von einem späten Pieper unterscheiden will, könnte man sagen, in dem Frühwerk herrsche das Unterscheiden, das Klären und Ordnen in dem großen Zusammenhang der Bestimmung des Wesens des Menschen vor gegenüber den späteren Versuchen, zur Verantwortung aufzurufen, dem Verfall im Bereich des Denkens und Glaubens zu widerstehen. Noch einmal, der Zusammenhang des Ganzen ist schon damit umschrieben, daß Pieper von Anfang an von zwei großen Zeugen bestimmt ist, die – so verschieden sie sonst sein mögen – die »Einheit« von Theologie und Philosophie vertreten: *Platon* und *Thomas von Aquin*.

Die Arbeiten, die sich auf *Platon* beziehen, sind keine »Interpretationen« im engeren Sinne, was schon daraus hervorgeht, daß seine jüngsten Bemühungen um ihn die Form von Fernseh-Spielen angenommen haben. Gewiß ist auch das »Interpreta-

tion« als Hinführung, Gestaltverdeutlichung. Vielleicht nur die großartige Schrift über den platonischen Dialog *Phaidros* (*Begeisterung und göttlicher Wahnsinn*, 1962) hat den Charakter einer philosophischen Interpretation. Aber schon der Titel verrät, daß es dem Verfasser auf Klärung des ihm immer am Herzen liegenden »Phänomens« der dichterischen Kundgabe letztlich ankommt. Aus tiefer Besorgnis aufstehende Arbeit an einer zum »Menschen« gehörenden Möglichkeit und Auszeichnung, des Sprechens in Bildern und darin des Deutens dessen, was der »Mensch« in einer seiner äußersten Wirklichkeit ist, der Dichtung als wahrsagender Kundgabe. Platon ist hier Anlaß des Deutens, nicht so sehr Gegenstand. Dieser Anlaß aber ruht auf dem Grunde der Verehrung und der Liebe. Immer ist Pieper selbst im Spiel, und seine Zeit und Welt. Aufschlußreich könnte es sein, diese »Interpretation« mit der Platon-Deutung Guardinis in Beziehung zu setzen: *Der Tod des Sokrates*, zuerst 1943 (in Italien gedruckt!), auf die Pieper gelegentlich verweist. Von Guardinis Interpretationen die genaueste, vielleicht darf man sagen, am meisten philologische; intensiv, streng dem Worte folgend und dann ein Allgemeines darüber suchend. Aber ein solches Unternehmen ist hier nicht möglich.

Wie steht es nun um Piepers Umgang mit *Thomas von Aquin*, dem letzten »allgemeinen Lehrer der noch ungeteilten Christenheit«, »meinem verehrten Lehrmeister«? Da liegen die Dinge etwas anders; die Berührung ist enger und geht über das Sachliche, Inhaltliche hinaus: zwei verwandte Wesenheiten begegnen einander. Die Art des Fragens ist nicht nur im Methodischen der der *Summen* des Aquinaten verwandt, sondern mehr noch in der Absicht und den Problemen. Es gibt Übersetzungen des Thomas von Pieper: ein *Brevier der Weltweisheit* (1946) und ein *Brevier der Heilslehre* (1947), kundig angelegte Anthologien, ein lateinisch-deutsches Thomas-Brevier, *Sentenzen des Thomas von Aquin* (1965) und die thematische Zusammenfassung der thomistischen Logos-Lehre: *Das Wort* (3. Aufl. 1955).

Daneben Gesamtdeutungen seit 1940: *Über Thomas von Aquin* (1940) und 12 Vorlesungen als *Hinführung zu Thomas von Aquin* (1958). Ein besonderes Anliegen Piepers, was Thomas angeht, ist der Nachweis des »negativen Elements« in dessen Theologie und Weltdeutung, das Pieper mit einem urchristlichen Paradox umschreibt als »unaustrinkbares Licht«. Es ist, soweit mir das zu deuten zusteht, der Hinweis auf die bei mittelalterlichen Theologen, insbesondere auch bei den Mystikern auf Grund neutestamentlicher Vorstellungen vom »Haben im Nichthaben« reich ausgebildete Lehre, daß man wird, in dem Maße man bereit ist, sich dem »Anderen«, Größeren, Gott, hinzugeben, sich zu »lassen«, um sich zu finden: *ie mê eigen, ie minder eigen*, »je mehr ich mein eigen bin, selbstisch auf mir beharre, um so weniger bin ich mein eigen« (Meister Eckhart). Oder anders: Daß man von Gott besser sagen kann, was er nicht ist, als was er ist. Piepers Thomas-Deutungen sind nicht zuerst theologiegeschichtlich; er verweist gelegentlich auf solche Interpretationen, nicht ohne leicht ironisch seinen anderen Standort betonend. Das geschieht nicht nur in den im engeren Sinne biographischen Arbeiten, sondern indirekt, aber in bezaubernder Weise der Anheimgabe an den großen Zeugen, in den Einzelmonographien über die sittlichen und göttlichen Tugenden, beginnend mit dem im »Zorn« gegen das falsche Heldenideal der damaligen Zeit geschriebenen Traktat über den *Sinn der Tapferkeit* (1934, von Jacob Hegner mit Begeisterung auf- und angenommen) bis hin zu der späten Beschreibung der *Liebe* (1972). Alles zusammengefaßt jetzt in den Sonderausgaben

*Das Viergespann* («Klugheit, Gerechtigkeit, Tapferkeit, Zucht und Maß», 1964 und 1977) und *Lieben, hoffen, glauben* (1986), Piepers schönstem und, wie ich meine, wichtigstem Buch. Man muß schon zu Guardini oder Haecker greifen, um Ähnliches an klassischer Vollendung und gläubiger Tiefe zu gewahren.

Diese Thomasdeutung aber ist keine historische Angelegenheit, sondern Deutung unserer Situation, jenseits des Zeitbedingten und Zufälligen, aber unter Berufung auf die Tradition. Damit sind wir bei dem zweiten, »anderen« Josef Pieper, dem Mahner, dem aufrufenden Warner und Zeitkritiker. Ihm muß noch ein aufmerksamer Blick gelten; auch, wenn die Achtung vor dem Recht und der Würde der »Person« es verbietet, allzu Eigenes und nur ihr Gehöriges vor die Augen anderer zu bringen, oder gar Wertungen auszusprechen.

Das Hineinwachsen in die immer stärker als Verpflichtung verstandene Aufgabe des Zeitbeobachters und Deuters des sich begebenden Schicksals ist auf eine für Pieper merkwürdige Weise verbunden mit dem Drang zum Reisen in andere Kontinente – Indien, Amerika, Kanada – und dem Bemühen, auf dem Grunde von dort Gesehenem und Erfahrenem (im genauen Sinne) das Hiesige zu deuten. Wichtige Einsichten über das Wesen des »Sakralen« sind ihm vor dem Hintergrunde indischer Spiritualität deutlich geworden. »Ich gehöre zu den Leuten, die gerne sehr weit herumkommen mögen, aber dann möglichst an einen Ort zurückkehren.« Dieser eine Ort ist Münster, das ihm nach der Zerstörung im Kriege noch lieber geworden war. Dies sind – das mag in aller Vorsicht angedeutet sein – in seinem Gesicht die menschlichsten Züge: die Anhänglichkeit an den Ort des »Wohnens« und die Innigkeit des Zusammenhangs mit seiner Familie: Vaterschaft und die rührende Sorge um seine viele Jahre hindurch kranke Frau. Er lebte in dieser Spannung zwischen Fernweh und Heimweh; aber seinen »Ort« so lieben kann wohl nur, wer die Faszination durch die Ferne lebendig erfahren hat.

Es gibt in seinen Briefen köstliche Zeugnisse über die Zeit, da er wissenschaftlichem Forschen und der Lehre, die ihm als Aufgabe und Notwendigkeit noch darüber geht, durch seine Einberufung zum Wehrdienst entzogen war, den der »Flieger Pieper« als beratender »Psychologe« für die Ausbildung der Soldaten zum Flugdienst leistete, welche Arbeit er – ihr einen Sinn entringend – als ein »anthropologisches Praktikum« betrachtete und »als Gelegenheit, Erfahrungen zu machen, die nun einmal auf andere Weise und billiger nicht zu haben sind« (brieflich am 19. November 1944).

Die von ihm sehr hoch bewertete und immer neu gesuchte Lehrtätigkeit begann um 1940 mit Vorlesungen am Soziologischen Institut Professor Plenges, setzte sich fort in der Dozentur an der Pädagogischen Akademie in Essen; eine Tätigkeit, die er auch nach der Habilitation und der Übernahme einer Professur an der Heimatuniversität Münster beibehielt und die ihn – zum Schrecken seiner Freunde – zweimal einen Ruf auf ein philosophisches Ordinariat (Nachfolge Peter Wust in Münster, Nachfolge Alois Dempf in München) ausschlagen ließ. Die Fakultät in Münster war dann einsichtig genug, ihm »ein persönliches Ordinariat mit ausdrücklich eingeschränkter Verpflichtung« anzubieten, sodaß er seiner ihm so am Herzen liegenden Verpflichtung in der Lehrerausbildung in Essen weiter nachkommen konnte. Es drängt mich hinzuzufügen, daß die jüngsten Mitteilungen bis heute hin immer wieder von dem Glück seiner Lehrtätigkeit, besonders im Seminar, berichten. Wer möchte nicht wünschen, verehrter, lieber Josef Pieper, daß Ihnen und den sich Ihnen Anvertrauen-

den diese Möglichkeit noch lange erhalten bleibe! Trotz der Behinderung durch Ihre Augen. »Die Studenten kommen«, schreibt er nach dem Tode seiner Frau, »das Haus allerdings ist allzu still«. Was muß es für ein außerordentliches Glück sein, dem »Lehrer« Josef Pieper zu begegnen!

Es gehört wohl in den Zusammenhang dieser »öffentlichen« Seite des Daseins von Josef Pieper, der doch zunächst als der in der Abgeschiedenheit seines Hauses Arbeitende und Schreibende in unserem Bewußtsein lebt, daß es zu seinen Fähigkeiten und Bemühungen gehört, im Umkreis anderer, befreundeter Zeitgenossen, und im Austausch mit ihnen, sich den von der Zeit gestellten Aufgaben und Forderungen zu widmen. So hat er auch seine Freunde in Verbindung mit ihm nahestehenden und wichtig scheinenden, nicht immer im grellen Licht einer äußeren Zeitgenossenschaft stehenden, geistigen Gestalten gebracht. Es war eine der stillen Versicherungen in der Zeit des Unheils, wenn Josef Pieper mich in den Kreis solcher Freunde einbezog. So erfuhr ich Bekräftigungen, Aufmunterungen von ihm und – ich nenne einige noch heute mit Dankbarkeit erinnerte Namen – Prälat Robert Grosche, dem heute zu Unrecht auch im katholischen Raum vergessenen Dichter Gottfried Hasenkamp, dem Altphilologen Franz Beckmann aus Osnabrück, dem Vergil-Übersetzer Johannes Götte.

Aber wir wollen nun von dem sprechen, was durch die inneren und äußeren Gegebenheiten unseres Lebenslaufes mir den größten Anlaß zu Erinnerung, Gruß und Dank gibt: Josef Piepers mir Jahre hindurch vermittelte Neigung und Liebe zur *Dichtung*, die zu einem lebendigen und fruchtbaren Austausch zwischen uns führte. Den Anlaß mag, so will es mir heute scheinen, meine durch Jahre hindurch sich erstreckende Arbeit am Werke *Rainer Maria Rilkes* gegeben haben: als Lehrer seit etwa 1929 und darauf zurückgehend als Literaturhistoriker. 1944, noch im Endstadium des Krieges, konnte durch hochherzige Hilfe meines Freundes, Johannes Broermann, des damaligen Inhabers des alten juristischen, staatswissenschaftlichen und literarischen Verlages »Duncker und Humblot« (1837 erschien dort die erste Gedichtsammlung Joseph v. Eichendorffs!) unter Umgehung der »Reichsschrifttumskammer« mein erstes Rilke-Buch: *R. M. R. Dasein und Dichtung* erscheinen. Die Zusendung dieser Arbeit an Pieper eröffnete eine intensive Auseinandersetzung über Rang, Gültigkeit und Fragwürdigkeit des Rilkeschen Werkes. Das in der Öffentlichkeit kaum beachtete Buch fand bei Josef Pieper Resonanz, Aufmerksamkeit und geistigen Zuspruch, wofür zu danken ich nicht müde werde. Wir waren uns beide einig in der Anerkennung der Größe des Wollens und des Anspruchs – seine Dichtung vermöge das Angesicht der Zeit zu verändern und es »verwandeln« in eine jenseits von Ort und Zeit bestehende absolute Wirklichkeit –, sahen darin aber auch die Züge der Vermessenheit und Verzweiflung. Am 19. November 1944 bekennt er: »Ich habe für Rilke seit vielen Jahren eine Art unglückliche Liebe. (...) Das »Unglückliche« dieser Liebe liegt darin, daß die Bewunderung immer wieder von dem Ungenügen angesichts der Unsicherheit Rilkes, ja seiner Flachheit in bezug auf die letzten Fragen durchkreuzt wird.« Diese Grundhaltung wird nach der Lektüre meines Buches mehrfach variiert, ohne im wesentlichen sich zu ändern. So etwa am 3. Februar 1945: »Es ist mir trotz aller schon zu Anfang bestehenden Distanz doch überraschend gewesen nach der Lektüre der von Katharina Kippenberg veranstalteten Gedicht-Auswahl, wie wenig diese Gedichte »standzuhalten« vermögen – in dieser Zeit und in dieser meiner

Situation als Soldat.« Das traf überein mit dem im Vorwort zu meinem »Rilke« von 1944 ausgesprochenen Eingeständnis, in dem es hieß, daß »die Begegnung mit Rilke als im tiefsten schmerzlich« erfahren und die Arbeit zwischen »Angezogensein und Abgestoßenwerden, zwischen Hinneigung und Abwehr« geschrieben sei, welche Haltung noch deutlicher zum Ausdruck kam im Vorwort meiner Rilke-Auswahl (bei Vandenhoeck in Göttingen 1946) und bestätigt wurde in der Neuausgabe des »Rilke« von 1975. Zu meiner Feststellung einer »dämonischen« Qualität im Werke Rilkes hat sich Josef Pieper nicht geäußert; sie wurde aber – das darf vielleicht hier angemerkt werden – von Reinhold Schneider in einem Brief des Jahres 1944 bestätigt. Er bekannte, daß für ihn Rilke ein unbetretbares Gebiet sei, von dem ihn »innere Warnungen« und die »Ahnung einer dämonischen Inspiration« fernhielten.

Die kritische Ablehnung Rilkes hat bei Joseph Pieper aber eine andere positive Seite. In allen Äußerungen zu diesem Problem begegnet seit 1945 der Hinweis auf den Dichter, dem er sich seit langem verschrieben hatte, *Konrad Weiß*, von dessen Werk er glaubte, daß es »der Gefahr, vergessen zu werden«, entrissen werden müßte. Er war zu seiner Überraschung erfreut, als ihm Robert Grosche berichtete, daß ich »ein Verehrer von Konrad Weiß« sei, also zu der »kleinen Gemeinde« gehöre, denen das Werk dieses Dichters wichtig sei, ja, die wisse, daß hier »mehr sei denn Rilke«. Ihm sei er seit Jahren ein »steter Begleiter gewesen«. Als Ausdruck seiner Freude darüber ließ er mir als Geschenk einige Bücher von Weiß zukommen, darunter die von Karl Caspar mit Lithographien ausgestatteten, die noch heute zu den Kostbarkeiten meiner Bibliothek gehören. Die unabhängig voneinander entstandene, auf gleicher Wertschätzung beruhende, freundliche Beziehung zum Hause Caspar in Brannenburg am Inn, zu dem Maler und Zeichner und zu seiner gleichrangigen Frau, der Malerin Maria Caspar-Filser, gehört zu den geheimsten, aber schönsten inneren Übereinstimmungen zwischen Pieper und mir. In beiden Häusern hängen Bilder des Malerehepaares. Auf Piepers wiederholte Aufforderungen hin habe ich später versucht, eine *Hinführung zu Konrad Weiß* zu schreiben: sie erschien – durch Vermittlung Piepers – erst 1954 im *Hochland*. Ob meine bei aller mit Pieper übereinstimmende Zustimmung zu der geistigen und religiösen Position von Konrad Weiß vorsichtig geäußerten Bemerkungen zur Esoterik der dichterischen Form, der »Not des Sagens«, die – so meinte ich – gelegentlich so weit geht, den Hörer ganz außer acht zu lassen, ihm gefallen haben, wollen wir hier unerörtert lassen. In der »Liebe« sind wir beide der gleichen Meinung: ein unvergleichliches Werk, dessen »Rätselworte« Ausdruck einer tiefen Schwermut sind, und von dem man, wie Josef Pieper schreibt, wünschen muß, daß »dieses herrliche opus nicht noch einmal in die Vergessenheit fällt«.

Es gehört zu dem Bilde des Denkers Josef Pieper, daß er, ausgehend von der intensiven Beschäftigung mit Dichtung, in deren Mittelpunkt eben Konrad Weiß steht, an den verschiedensten Stellen seines Werkes nach dem *Wesen* der Dichtung fragt, nicht nur soweit sie Deutung des Daseins vollzieht, sondern soweit sie Gebilde der *Kunst* ist, wie sie als *Gestalt* erscheint. Es muß hier das einzelne, so anziehend es sein mag, wie etwa in einem vor Jahren in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* veröffentlichten *Gespräch* über ein Gedicht, übergangen werden, und der Versuch – wie vieles hier, wenn man es mit einem Gegenüber, wie es Pieper ist, zu tun hat, muß »Versuch« bleiben – gemacht werden, der Mitte seiner Bemühungen gewahr zu werden. Die ist nach meiner Meinung seine Überzeugung, daß Dichtung in ihrer

äußersten Form Ausdruck »göttlicher Begeisterung« ist, der *theia mania*, der Inspiration. In der schon genannten Interpretation des platonischen *Phaidros* hat Pieper die Deutung dieser dichterischen Grundgestalt eingehend vorgetragen. Aber auch sonst ist er in anderen Zusammenhängen darauf zu sprechen gekommen.

Im Anschluß an Platons Aussage, daß »die größten Güter uns zuteil (werden) in der Weise der *mania*, sofern sie als göttliche Gabe verliehen wird«, untersucht Pieper die Formen, in denen sie im Geistigen wirksam wird und zu Tage tritt. *mania*, das ist »Rausch«, »Wahnsinn«, »Außer-sich-sein«, »Begeisterung«, für deren Mitteilung die menschliche Natur offen ist. Uns interessiert hier die dritte Form der *mania*, das ist neben der »prophetischen Ekstase« (»Divination«), der »kathartischen« *mania*, die »dichterische« *mania*. Bei Platon heißt es: »Die dritte Art von Begeisterung und Wahnsinn ist die von den Musen, die, wenn sie eine zarte und unentweihte Seele ergreift, zu Festgesängen und anderer Dichtung anregt und entzückt.« Daraus wird gefolgert, daß »wahre Dichtung ihren Ursprung in göttlicher Inspiration (habe). Sie kommt aus einer Verfassung der Seele, die eher Außer-sich-sein (ist), denn Bei-sich-sein.« »Dichtung«, so interpretiert Pieper Platon, »stammt, wenn sie wirklich Dichtung ist, aus dem ›Enthusiasmus‹ im strengen Sinn.« Er ist sich der Außerordentlichkeit dieser Auffassung bewußt und fragt sich deshalb, ob ihr in der Wirklichkeit etwas entspricht. Sein darauf antwortender Hinweis auf Hölderlin, Novalis, Goethe, sogar auf Benn endet in der Frage: »Aber würden wir uns völlig im Recht wissen, wenn wir behaupten wollten, die Erschütterungskraft großer Dichtung sei ganz und gar ohne Beziehung zum letzten, alles umgreifenden, göttlichen Grunde der Welt?«

Es kann nicht meine Aufgabe an dieser Stelle sein, dieses Problem der Herkunft der »großen« Dichtung aus der »Inspiration« weiter zu verfolgen. Wir wissen, daß es im Hinblick auf Pindar, Dante, Hölderlin, Rilke in unserer Zeit mehrfach erörtert worden ist. Ich erinnere an Heidegger, Guardini, W. F. Otto. Daß für meine Bemühungen um Rilke, Hölderlin, Guardini Piepers Deutungen Anreiz und Bestätigung bedeuten, darf ich hier dankbar vermerken. Übrigens sei noch darauf hingewiesen, daß er sich auch grundsätzlich zum Geschäft der »Interpretation« geäußert hat in einer Akademie-Abhandlung: *Was heißt Interpretation?* (1979; vgl. auch die gekürzte Fassung in dieser Zeitschrift 8/1979).

Nun mag noch ein Letztes der kritischen Bemühungen Josef Piepers besprochen sein. Dieses Letzte ist im Grunde eine Steigerung und Konkretisierung seiner aus Anteilnahme entsprungenen Beschäftigung mit der Dichtung. Ich meine seine warnenden, klärenden Stellungnahmen und Ausrufe zu den Fragen der kirchlichen Zustände und theologischen Aufgaben in unserer Zeit.

Die Sorge Josef Piepers gilt, um es mit einem Wort zu umschreiben, der zunehmenden »Entsakralisierung«: Es gibt keine »heiligen« Zeiten, Orte und Handlungen. Im Kern besagt es, was in der Hl. Messe geschieht, ist »Bericht« über etwas, das einmal, am Gründonnerstag-Abend im »Abendmahlssaal« geschehen ist, nicht aber Wiederholung eben dieses Geschehens durch einen »Priester«, der als *alter Christus*, im Namen Christi und stellvertretend für ihn, das Tun Christi vollzieht. So daß hier in jeder Hl. Messe das Opfer Christi neu sich ereignet. »Opfer« statt »Mahl«, so hat schon vor einiger Zeit Kardinal Ratzinger das hier Gemeinte umschrieben. (Siehe dazu auch sein aus gleicher Sorge geschriebenes neues Buch: *Diener der Eucharistie. Meditationen über die priesterliche Spiritualität*, 1988). Dem entspricht genau das, was

Josef Pieper unternimmt, wenn er gegen die Vorkommnisse auf dem Katholikentag in Aachen auf die Bewahrung des Eigentlichen dringt. Wenn es irgend jemanden gibt, der weiß, was »Feier«, was »Fest« und »Spiel« sind; wer – in der Nachfolge Guardinis, dem wir das noch immer not-wendige Buch über »Heilige Zeichen« verdanken – darum kämpft, daß in der gläubigen Haltung des Menschen, vor allem aber in der »Feier« des Opfers Christi, die »Zeichen« erhalten bleiben, daß es Ausdruck der Hingegebenheit des Menschen an Gott nicht nur im »Wort« gibt, dann ist es doch wohl Josef Pieper. Um so unverständlicher bleibt der Widerspruch, der ihm auf Grund seines Einspruchs gegen die Aachener Vorkommnisse zuteil geworden ist. Er hat darauf in aller Kürze, aber mit unüberhörbarer Bestimmtheit geantwortet (*Kirche und Leben*, 6/1987) und die einzig hier in Betracht kommende Frage gestellt: »Was wird gefeiert?« Es gibt verschiedene Anlässe zur »Feier« und demnach verschiedene Formen. In der Hl. Messe aber wird, so schreibt Pieper, »das Todesleiden und die Auferstehung des Herrn« vergegenwärtigt – ich umschreibe: in sichtbare und hörbare Gestalt gebracht – nicht aber das »Glück des Beisammenseins« einer geistlichen Gemeinschaft. Anders ausgedrückt: was in der Hl. Messe geschieht, ist »heilige Handlung«, oder wie die Liturgie-Konstitution des Konzils es ausgedrückt hat: »actio sacra praeexcellenter«.

Ich gerate ins Dozieren, was in diesem Schreiben nicht angebracht ist. Der hier Angeredete möge es mir aber doch gestatten, zwei seiner Verlautbarungen wegen ihrer Aktualität und Genauigkeit der Argumentation zu nennen. Das ist einmal der kleine Beitrag: »*Einsetzungsbericht*« oder »*Konsekration*« (*Forum katholischer Theologie*, 3/1987), dessen geistiges Zentrum aus dem eben Gesagten sich kundtut. Pieper hält an der alten, in unserer Jugend selbstverständlichen Umschreibung der Teile der Messe als: »Opferung, Wandlung und Kommunion« einfach und ohne sich zu schämen fest, und daran, daß der »Mittelpunkt des Kanons« dieses sei: daß »durch die vom Priester im Namen und in der Kraft Christi gesprochenen Einsetzungsworte die in der Opferung gereichten Gaben von Brot und Wein wahrhaft, wirklich und wesentlich in Christi Leib und Blut verwandelt werden«. Ich darf im Hinblick auf vielfach zu Beobachtendes noch hinzufügen, daß Pieper darauf aufmerksam macht, daß dieser Kern der Hl. Messe das Konzil veranlaßt hat, zu verordnen: »Zur consecratio soll man knien.« Nicht sich selbst darstellende oder gar genießende Gemeinde, sondern wie es bei Thomas von Aquin heißt: »In diesem Sakrament ist das ganze Mysterium unseres Heiles beschlossen.«

Ergreifender ist der Brief Josef Piepers an einen Kritiker, der ihm die Deutung der Aachener Vorkommnisse verübelt hatte. Pieper hat ihn im Wortlaut ihm Nahestehenden, darunter auch Bischöfen, mitgeteilt. Ein von Sorge veranlaßtes, in Würde und Ernst sich darstellendes Dokument, in dem alles, von dem hier die Rede ist, sich als Bekenntnis eines tief Getroffenen kundtut.

Er beginnt das Gespräch mit der schon in dem kleinen, von mir zitierten Bericht gestellten Frage: »Was wird hier gefeiert?« und fährt dann fort, einige durch die ihm zugesandte Schrift (*Feier – Formen*) veranlaßte Einzelfragen zu klären, auf die hier nicht einzugehen ist. Unter mehrfacher Berufung auf das Zweite Vaticanum wirft er in geistiger Schärfe seinem Gesprächspartner vor, daß er das eigentlich Zentrale, auf das es letztlich ankomme (gerade wenn man sich Sorge mache, wie man damit den Erwartungen junger Menschen entspreche), ausgelassen habe, eben dieses: was »den



jungen Menschen wie jeden Christen« im liturgischen Gottesdienst »erwartet«, und was »ihnen darin zgedacht (und auch zugemutet) ist?« Dem sei der andere gerade ausgewichen. Es ginge eben nicht um »Einladung zum Mahl«, und der Altar sei mehr als »Ort des Mahles«; nämlich »Opferstein«, »Ort der Vergegenwärtigung des Kreuzesopfers«. Auf den von seinem Partner vorgetragenen Preis der Texte und Riten, wie sie auf dem Katholikentag in Aachen praktiziert wurden, antwortet Pieper abschließend, wieder das Eigentliche hervorhebend und unerbittlich vorstellend: »Insgesamt verstellt die aufdringliche Selbstdarstellung der Feiernden die Realität des allein wahrhaft Zu-Feiernden und macht sie fast unkenntlich – sodaß, noch einmal, die entscheidende Frage ohne wirkliche Antwort bleibt: Was wird gefeiert?«

Ich beschließe diese Erörterung – vieles einzelne, so seine zunächst in dieser Zeitschrift veröffentlichten, später in Buchform erschienenen *Buchstabierübungen* (präzise Darlegungen theologischer und seelsorgerischer Einzelfragen), seine kritischen Bemerkungen zur Übersetzung biblischer und gottesdienstlicher Texte, die ein Unmaß an Unzulänglichem und Schockierendem zurechtrücken, übergehend – mit dem nachdrücklichen, tiefster Zustimmung entspringenden Verweis auf zwei Darstellungen des hier zur Rede stehenden Problems, zwei Arbeiten, auf die man nur mit unaussprechlichem Dank und tiefer Ergriffenheit antworten kann. Ich meine die beiden, eben die von Pieper gemeinte »entscheidende Frage« beantwortenden Schriften: *Was unterscheidet den Priester? Ein notgedrungener Klärungsversuch* (1971), und: *Was ist eine Kirche? Vor-Überlegungen zu einem umstrittenen Thema* (1972), beide jetzt in dem Sammelband: *Über die Schwierigkeit, heute zu glauben. Aufsätze und Reden* (1974). Beide machen ohne Schönreden und Verharmlosen das sichtbar, was heute die Not und die Hoffnung derer ausmacht, denen das »Heilige«, wie es zuerst von Rudolf Otto (*Das Heilige*, zuerst 1917), dann von Guardini und heute von Josef Pieper beschworen wird, Grundlage und Ausdruck allen Gottesdienstes bedeutet.

Verehrter, lieber Josef Pieper, nehmen Sie diesen Versuch, die Grundzüge Ihrer unterscheidenden und aus der Sorge entsprungenen Klärungsversuche und Aufrufe zu beschreiben, mit Güte und Nachsicht an. Auch wenn ich gelegentlich zu sehr in gelehrte Auseinandersetzungen ausgewichen bin: mein eigentliches Anliegen war, Ihnen durch die Vergegenwärtigung Ihrer Sorgen, Aufrufe, Klärungen und Hilfeleistungen zu Ihrem jetzt sich ereignenden Fest aus langer Weggenossenschaft zu danken und Sie von Herzen zu grüßen.

Ich brauche nicht ausdrücklich zu sagen, daß sich dieser herzlichen Zustimmung zu Ihrer Arbeit der Wunsch gesellt, Sie möchten noch lange diesem herrlichen Geschäft sich widmen dürfen!